

Einschreibetexte im Lehrstück „Effi Briest“

Schreib-Auftrag: Gibt es in deinem Leben auch einen Ort wie Effis „Paradiesgärtlein“, den du verlassen musstest im Übergang zum Erwachsenendasein? Erzähle uns davon!

Meine Paradiesgärtlein-Reminiszenz, eingeschrieben in die Kapitel 1-2 des Romans „Effi Briest“ von Theodor Fontane

Von der Strasse vertrieben

Mein Elternhaus stand in einer Nebenstrasse eines Aussenquartiers. Genau vor diesem Haus war ein kleiner Platz, weil das Haus kein direktes Gegenüber hatte, sondern nur die Gärten aus der Nachbarstrasse die Begrenzung schufen. Als ich Mitte letztes Jahrhundert geboren wurde, stand dort schon eine Garage, ein selbst gezimmerter Holzschuppen. Später wurden drei weitere Garagen, diesmal gemauerte Gebäude, angereiht, aber das Trottoir und die Auffahrten zu diesen Garagen erweiterten die Strasse zu meinem Spielplatz. Fussball spielen verboten, warnte uns ein Schild an einer dieser Garagen, aber selbst als wir bereits lesen konnten, schertten wir Kinder in der Strasse uns nicht um dieses Verbot; der Platz war unser Spielplatz für allerlei Kinderspiele und natürlich auch fürs Fussballspiel.

Ich spielte stundenlang dort Fussball, wenn's sein musste, auch allein. Kamen die andern Kinder aus der Strasse dazu, besonders auch die Mädchen, wechselten wir auf andere Ballspiele, auf Fang- oder Versteckspiele, einige von uns beneidete Kinder besaßen auch schon ein Trottinett, so dass wir Rennen veranstalten konnten – die ganze kurze Strasse hinauf und wieder zurück. Oder es gab die saisonalen Spiele, das Marmeln immer im Frühling, im Winter wo möglich das Schlitteln, denn die Auffahrt zu den Garagen war etwas abschüssig. Klar, wenn einer der Garagenbesitzer mit seinem Auto gefahren kam, mussten wir den Platz kurzfristig räumen. Wir verlagerten die Spiele etwa in die zweite Einfahrt, die in der Strasse zu einem Gewerbebetrieb führte, oder an die Kreuzung, wo sich eine Gartenmauer als geeignetes „Tor“ anbot.

Dieses Spielen draussen, die dauernde Bewegung, aber auch das Aufgehobensein unter den andern Kindern bedeutete mir alles. Ich glaube, ich setzte dieses Gefühl gleich mit Freiheit. Zwänge gab es ja genug, wir mussten zurück ins Haus, wenn die Mutter zum Essen rief, wir mussten in den Kindergarten und in die Schule gehen, wir hatten mitunter Schulaufgaben zuerst zu erledigen, bevor die Zeit der „Freiheit“ einsetzte. Ich empfand diese Zwänge nicht als schreckliche Einschränkungen, weil ich gerne zur Schule ging und meine Hausaufgaben im Nu erledigt hatte, aber das Zentrum meines Interesses war dieses Leben an der „freien“ Luft, wo ich mich körperlich austoben konnte. Und ich erinnere mich an einen Gedanken, den ich da draussen auf unserem Spielplatz hatte, während ich einen Fuss auf den Ball stützte: „Ich möchte nie erwachsen werden, denn ich kann mir nicht vorstellen, wie man den ganzen Tag drinnen in einem Haus verbringen kann. Da würde ich sterben!“

Sicher, das Spielen draussen war auch nicht unbeschwert. Hundertmal flog der Ball etwa über den Zaun oder er blieb auf dem Garagendach liegen. Ihn wieder zu beschaffen, war nicht deshalb schwierig, weil wir nicht gut klettern konnten, sondern weil wir die keifenden Nachbarinnen fürchteten. Es gab in der Strasse sogar ausgesprochene Kinderfeinde, etwa die ganz wenigen Autobesitzer, die ihr Blech vor dem Aufprall eines Balles schützen wollten, oder das frustrierte alte „Fräulein“ aus der Nummer 23, die den Kinderlärm nicht ertrug und dies ihrerseits lärmend kundtat. Und es gab dieses Schild „Fussball spielen verboten“, wo wir nur den ersten Teil verstanden, den juristisch formulierten zweiten nur noch fürchteten. Aber mit solchen Herausforderungen wurden wir fertig; wenn wir unsere Mütter einschalteten, dann erhielten wir unser Spielzeug nach spätestens zwei Tagen wieder, wenn ein böser Nachbar uns einmal mit der Einbehaltung des Balls bestrafen wollte.

Das Ende der Kinderfreiheit draussen kam von ganz woanders her – und lange habe ich diesen „Feind“ gar nicht erkannt: vom Auto. Damals teilten viele Kinder und wenige Autos sich den öffentlichen Raum. Wenn ich heute zurückkehre in die Strasse, wo ich aufgewachsen bin – immerhin eine der schweizweit ersten Wohnstrassen (!), fällt mir auf, dass kein einziges Kind je mehr draussen spielt (obwohl sogar auf einigen Trottoirausbuchtungen Spielgeräte aufgestellt wurden). Aber immer sind alle Parkplätze besetzt; das Blech prägt die Strasse vollkommen. Und unser Spielplatz liegt verwaist und ist auch massiv verkleinert wegen der Dauerparkplätze direkt vor meinem Elternhaus. Als Kind habe ich die Eroberung der Strasse durch die Autos nicht bewusst mitbekommen; wir wurden grösser und spielten unser Spiel auf ‚richtigen‘ Fussballplätzen, wir kamen in weiterführende Schulen und hatten weniger Zeit für Spiele draussen. Und irgendeinmal ging dieses Freiheitsgefühl verloren, wo ich mich einzig draussen an der frischen Luft wohl fühlte. Statt der Bewegungsfreiheit wurde mir die Gedankenfreiheit wichtig – aber was ich ans Auto verloren hatte, tauchte in diesen Gedanken gar nicht auf.

Stephan Schmidlin, 2011

Schreib-Auftrag: Gibt es Erinnerungen aus deiner Kindheit, dass du vor etwas Angst hattest, dass du womöglich eine Begegnung mit dem Unheimlichen hattest. Erzähle uns davon!

Mein Chinesenspuk

Von einem, der auszog, ein Märchen zu lesen

Meine Schwester fürchtete sich viel mehr als ich! Mit einer lebendigen Spinne, aber auch mit dem Bild eines Riesenkraken aus dem Meer konnte man sie zum Schreien bringen und durch die Wohnung jagen. Das war auch ein lustiger Spass, als wir jung waren, vor allem weil er viel Ablenkungspotential enthielt. Ich musste dann nicht zugeben, dass ich auch ein Angsthase war – in gewissen Situationen jedenfalls. Aber ich bekämpfte meine Angst auch, denn ich wollte ein „starker Mann“ werden.

Meine Angst war ans Elternhaus gebunden, das unser Heim sein sollte. Es erwies sich selten als ein trautes Heim, weil in den Sozialbeziehungen in diesem Haus vieles aus den Fugen war, im Zentrum die Ehe unserer Eltern. Das entdeckten wir Kinder aber erst viel später – vorerst bezogen wir die Gefühle der Unsicherheit und Angst auf uns selbst. Und verknüpften sie mit dem Haus und übertrugen sie auch darauf – jedenfalls ist das für mich so geblieben, auch noch fünfzig Jahre später.

Weil meine Schwester und ich recht früh schon je ein eigenes Schlafzimmer in den beiden Mansarden des Hauses erhielten, waren wir oft alleine, nachts beim Schlafen ohnehin. Wir konnten also auf die Geräusche achten, die so ein altes Haus immer erzeugt, und damit den Vorstellungsraum des Unheimlichen öffnen. Welch ein Schauer, wenn sich die Schranktüre plötzlich knarrend von selbst öffnete! Was für ein Schrecken, wenn sich etwas im Estrich obendran im Gerümpel bewegte oder der Sturmwind durch die Balken pfiiff. Gab es die Gespenster wirklich, waren das die verstorbenen Bewohner dieses Hauses, die wiederkamen? Sollte ich den grossen Schlüssel von innen zweimal drehen, um die Bedrohungen auszusperrern und meine Angst zu bannen, oder war das erst recht lächerlich, weil die Geister ja geradewegs durch Mauern oder Türen gehen können? War es eine willkommene Ablenkung, nachts noch eine spannende Geschichte zu lesen, womöglich aus einem verstaubten alten Buch aus der Bibliothek meiner Eltern? Und wenn es dort wiederum um Unheimliches ging wie zum Beispiel oft in Storms Novellen, die ich schon früh entdeckt hatte?

Rückblickend gesehen hatte ich beides: Ein Programm, um mir das Fürchten beizubringen, und eines, um mich wieder von der Furcht zu befreien. In beiden Programmen spielte ein Grimm-Märchen eine zentrale Rolle, nämlich die seltsame Geschichte „von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“. Darin geht's um die zwei Söhne eines Vaters, von denen der ältere gescheit und lebensuntüchtig, der jüngere aber dumm, lebensuntüchtig und lernresistent ist. Dessen Hauptmakel, wie er selbst weiss, ist ein Mangel an Angst – er weiss gar nicht, was sich fürchten heissen soll, ist aber entschlossen, „das Gruseln zu lernen“. Der Märchenplot besteht aus diesem Lernweg: Der ungeratene Sohn sagt jedem,

den er unterwegs trifft, dass er das Gruseln lernen wolle, und jeder weiss gleich eine Situation einzurichten, die jemand mit ‚natürlichen‘ Angstreflexen nicht überlebt, ohne wegzulaufen oder für immer traumatisiert zu sein.

Das war auch mein Test: Würde ich in meiner einsamen und (winters) kalten Kammer oben spät nachts im Dunkeln halb unter der Bettdecke die Stelle bewältigen, wo der Grusel-Lehrling die Nacht unter dem Galgen mit sieben Gehenkten verbringt und sie aus Mitleid mit ans Feuer setzt? Und erst die Nächte auf dem verwunschenen Schloss, wo Tiere zu Ungeheuern werden und Tote um Mitternacht ein Kegelspiel beginnen. In der Beschreibung der Grusel-Szenarien bietet das Märchen genug vulgär-romantischen Stoff, an dem man seine Angst entzünden lassen, aber auch abarbeiten kann. Vor allem, wenn man sich als Jugendlischer mit dem Helden identifiziert und die Abenteuer mit ihm zusammen besteht.

Nur war es leider keineswegs so, dass ich am Schluss der Geschichte geläutert gewesen wäre – denn der Schluss war und blieb eine Enttäuschung. Bekanntlich erlangt der dumme Junge am Schluss das Schloss, die Königstochter und das Königreich, wie es sein muss im Märchen, aber ohne geheilt zu sein und zu wissen, was das Gruseln ist. Das schafft erst die Kammerjungfer der Königin, indem sie den jungen König mit einem Eimer kalten Wassers, in dem noch viele junge Fische schwimmen, im Bett weckt.

Eine solche Prozedur mag zwar eine Schocktherapie sein und einen kurz erschrecken lassen – gerade als Kind kann man solche derben Spässe gut nachvollziehen, weil man sie als Streiche gerne auch anderen spielt. Aber Angst – das ahnte ich schon damals – ist darum etwas anderes, weil ihre Entstehungsursachen im Dunkeln sind und bleiben und nicht mit nachträglichem Lachen drüber zu beseitigen sind.

Stephan Schmidlin, 2011

Schreib-Auftrag: Fontane setzt sich im Roman „Meine Kinderjahre“, aber auch in „Effi Briest“ intensiv mit seinen Eltern auseinander. Gibt es Erinnerungen aus deiner Kindheit über deine Eltern? Erzähle uns davon!

Meine Eltern

Dissonanzen statt Harmonie

Die Musik brachte sie wohl zusammen. Und auch wieder auseinander. Genaueres weiss niemand mehr, alle direkten Zeugen sind gestorben, auch meine Eltern selbst mochten über die Frühzeit ihrer Verbindung nicht sprechen, als sie noch lebten.

Meine Eltern als Paar gab es eigentlich gar nicht. Soweit ich mich zurückerinnern kann, war da eine sehr dominante Mutter und ein weicher, nachgiebiger Vater, die in Streit und später Hass aufeinander bezogen waren. Wir Kinder, meine ältere Schwester und ich, lebten bei der Mutter, der Vater war meist beruflich abwesend und zog nach der Trennung und Scheidung weg aus dem gemeinsamen Haushalt.

Ein ganzes Eheleben in Disharmonie zu beschreiben, fällt mir ausserordentlich schwer. Fontane stand bei seiner Autobiographie „Meine Kinderjahre“ vor demselben Problem; er war als erfolgreicher Romancier aber mit ganz anderen Mitteln ausgestattet, seine Jugend aufzuarbeiten, als ich. Zudem könnte ich mich auch nicht wie er als Wiederverkörperung des einen Elternteils, des Vaters, definieren. Die Prägung, die ich durch meine Mutter erfahren hatte, war sicherlich intensiver als jene durch den Vater. Ausser vielleicht in der Musik.

Die Musik musste meine Eltern zusammengebracht haben. Wir hatten – bis zum Auszug meines Vaters – schon immer zwei schwarze Klaviere bzw. einen Bechstein-Flügel und ein Klavier in der Wohnung stehen. Ich stelle mir gern vor, wie meine Mutter und mein Vater auf demselben Instrument

oder auch auf zweien Klavier zu vier Händen gespielt haben. Gehört habe ich sie nie bewusst, aber es ist die einzige Vorstellung meiner Eltern als harmonisierendes Paar.

Einzelnen pflegten sie die Musik weiter, beide als Amateure – mein Vater versuchte gar Jahre lang, mit Unterhaltungsmusik Geld zu verdienen. Hier deshalb je ein harmonisches Bild, wo ich als Kind mit Stolz und Bewunderung auf meine Elternteile blicken konnte:

Etwa vierzehntäglich pflegte meine Mutter, einen Hausmusikabend durchzuführen. Wir Kinder durften am Anfang noch zuhören, bevor wir ins Bett geschickt wurden. Der Partner meiner Mutter war ein gewisser Herr Wild, ein pensionierter Lehrer, der das Cello mitbrachte. Und dann spielten sie zum Beispiel Schubert-Sonaten für Cello und Klavier, eine Musik, die ich jetzt noch im Ohr habe. Das beeindruckte mich kleinen Primarschüler, der sich auch schon auf dem Klavier abplagte, denn die beiden Erwachsenen klangen doch recht konzertant. Und ich wusste lange nicht, dass ein Cello auch rein tönen kann – denn Herr Wilds Handicap bestand darin, dass er nicht mehr gut hörte und mit den Jahren bis zu einem halben Ton neben dem Klavier spielte ...

Auch die Szene mit meinem Vater hat im Rückblick etwas Absurdes, aber damals verband ich sie mit Stolz. Mein Vater spielte Zugposaune, Klavier und Akkordeon. Meistens aber war er während der Winter- und Sommersaison als Pianist zur Unterhaltung in verschiedenen Hotels von Schweizer Ferienorten tätig, allein, im Duo oder Trio. In den fünfziger Jahren besuchten wir ihn ab und zu mit meiner Mutter und verbrachten so einige Ferientage in Lugano, in Mürren oder auf dem Stooss (im Kanton Schwyz). Dort war es auch, dass wir unseren Vater „auf der Bühne“ erleben durften. Meine Mutter sass distanziert dabei und hielt sich symbolisch die Ohren zu, denn sie billigte diese Berufsausübung meines Vaters in keiner Weise und betrachtete die Unterhaltungsmusik auch nicht als „richtige“ Musik. Dies liess sie uns Kinder auch immer sofort wissen. Ich konnte meinen Vater und seine Musik also nicht uneingeschränkt bewundern, weil ich wusste, dass sie meiner Mutter nicht gefiel.

Da kam der Samstag und mein Vater berichtete uns, er sei angefragt worden, in der kleinen Kapelle auf dem Stooss in der Sonntagsmesse zu spielen. Dort stand zwar nur ein Harmonium, keine Orgel, aber ich durfte meinem Vater beim Üben zuhören – auch dieses Instrument konnte er spielen – und genoss die Kirchenmusik umso mehr, als ich wusste, dass *diese* auch die Billigung meiner Mutter hatte. Endlich eine Harmonie – und am Sonntag lauschte ich zusammen mit der ganzen vereinten Familie und den KirchenbesucherInnen den Klängen, die mein Vater aus dem Instrument hervorlockte.

Stephan Schmidlin, 2011